

EUROPA 2014

IST EIN NEUANFANG MÖGLICH?

Mitschrift des Beitrags von Julián Carrón bei der Vorstellung der Stellungnahme von CL zu den
Europawahlen
Mailand, 9. April 2014

1. WAS STEHT AUF DEM SPIEL?

Europa baut auf wenigen großen Worten wie *Person*, *Arbeit*, *Materie*, *Fortschritt* und *Freiheit* auf.

Diese Worte haben ihren vollen und tiefen Gehalt durch das Christentum erhalten und einen Wert gewonnen, den sie vorher nicht besaßen. Dies hat einen tiefgreifenden Prozess der „Humanisierung“ Europas und seiner Kultur bewirkt. Man braucht nur an den Begriff „Person“ zu denken, um das festzustellen. „Vor 2000 Jahren gab es nur einen Menschen, der sämtliche Menschenrechte besaß: der *civis romanus*, der römische Bürger. Doch wer entschied, wer *civis romanus* war? Die Macht! Einer der größten römischen Rechtsgelehrten, Gaius, unterschied drei Arten von Haushaltsgegenständen, die der *civis*, das heißt der Mensch mit allen Rechten, besitzen durfte: unbewegliche und stumme; bewegliche und stumme, das heißt Tiere; und bewegliche und sprechende, das heißt Sklaven.“ (Vgl. Gaius, *Institutionum Commentarii quattuor*, II, 12-17; L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, EOS Verlag St. Ottilien, 2011, S. 136 f.)

Doch heute sind all diese Worte leer oder haben ihre ursprüngliche Dichte verloren. Warum?

Es war ein langer und vielschichtiger Prozess, in dem auch einige dieser Worte – wie Freiheit und Fortschritt – negativ beeinflusst wurden durch die Christenheit selbst, die doch zu ihrer Entwicklung beigetragen hatte. An einem bestimmten Punkt in der europäischen Geschichte versuchte man, jene grundlegenden Errungenschaften von der Erfahrung zu trennen, die zu ihrer Entstehung beigetragen hatte. „Im Zeitalter der Aufklärung“, so sagte der damalige Kardinal Ratzinger 2005 bei einem Vortrag in Subiaco, „[...] in der Gegenüberstellung der Konfessionen und in der drohenden Krise des Gottesbildes hat man versucht, die wesentlichen Werte der Moral aus den Widersprüchen herauszuhalten und eine Eindeutigkeit für sie zu finden, die sie von den zahlreichen Spaltungen und Unsicherheiten der verschiedenen Philosophien und Konfessionen unabhängig machen würde. So wollte man die Grundlagen des Zusammenlebens und allgemein die Grundlagen der Menschheit sichern. In jener Epoche schien das möglich, da die großen, vom Christentum geschaffenen Grundüberzeugungen großteils standhielten und unbestreitbar schienen.“ (Vortrag von Kardinal Joseph Ratzinger in Subiaco am 1. April 2005, übersetzt von Claudia Reimüller, in: *Die Tagespost*, 14. Mai 2005) Die Aufklärung versuchte damals, jene „Grundüberzeugungen“ unabhängig vom gelebten Christentum festzuhalten. Man meinte, sie seien so offensichtlich, dass sie ohne diese Grundlage weiterbestehen könnten.

Doch was war der Erfolg dieser „Anmaßung“? Haben diese Grundüberzeugungen, auf denen unser Zusammenleben seit Jahrhunderten gründet, die Probe der Geschichte bestanden?

Hat ihre Evidenz die Wechselfälle der Geschichte mit ihren unvorhersehbaren Herausforderungen überlebt? Die Antwort steht uns deutlich vor Augen.

Kardinal Ratzinger sagte weiter: „Die Suche nach einer solchen beruhigenden Gewissheit, die über alle Unterschiede hinaus unbestritten bleiben könnte, ist gescheitert. Nicht einmal die – wenn auch großartige – Bemühung Kants war in der Lage, die notwendige von allen geteilte Gewissheit zu schaffen. [...] Der zum äußersten geführte Versuch, die menschlichen Dinge unter vollständigem Verzicht auf Gott zu formen, führt uns immer näher an den Rand des Abgrunds, zur gänzlichen Zurückstellung des Menschen“ (ebd.).

Wie zeigt sich diese Zurückstellung des Menschen? Man braucht nur an die Auswirkungen auf zwei Faktoren zu denken, die uns modernen Europäern besonders wichtig sind: die Vernunft und die Freiheit.

„Diese Kultur der Aufklärung“, so Kardinal Ratzinger weiter, „wird vor allem durch das Recht auf Freiheit definiert. Sie geht von der Freiheit als fundamentalem Wert aus, an dem alles zu messen ist: die freie Religionswahl, welche die religiöse Neutralität des Staates einschließt; die freie Meinungsäußerung, unter der Bedingung, dass sie nicht ausgerechnet den Grundsatz der Freiheit in Zweifel zieht; die demokratische Staatsordnung und damit die parlamentarische Kontrolle über die staatlichen Einrichtungen [...]; schließlich der Schutz der Menschenrechte und das Diskriminierungsverbot. Dieser Kanon befindet sich noch in der Entwicklung, da es auch einander entgegengesetzte Menschenrechte gibt, wie etwa im Fall des Gegensatzes zwischen dem Verlangen der Frau auf freie Entscheidung und dem Lebensrecht des ungeborenen Kindes. Der Begriff der Diskriminierung wird immer weiter gefasst, und so kann sich das Diskriminierungsverbot immer mehr in eine Beschränkung der freien Meinungsäußerung und der Religionsfreiheit verwandeln. [...] Auch die Tatsache, dass die Kirche [zum Beispiel] überzeugt ist, nicht das Recht zu haben, Frauen zu Priestern zu weihen, wird von einigen als nicht mit dem Geist der europäischen Verfassung vereinbar angesehen.“ Kardinal Ratzinger schildert die neuesten Ergebnisse dieser Entwicklung und fährt fort: „Eine konfuse Ideologie der Freiheit führt zu einem Dogmatismus, der sich der Freiheit gegenüber als immer feindlicher erweist. [...] Die radikale Loslösung der Philosophie der Aufklärung von ihren Wurzeln führt letztlich zur Preisgabe des Menschen. [...] Diese Philosophie bringt [nämlich] nicht die vollendete Vernunft des Menschen zum Ausdruck, sondern nur einen Teil von ihr, und durch diese Verstümmelung der Vernunft kann sie nicht als rational betrachtet werden.“ Daher liegt „der wahre Gegensatz, der die Welt von heute charakterisiert, [...] nicht zwischen den verschiedenen religiösen Kulturen, sondern zwischen der radikalen Emanzipation des Menschen von Gott, von den Wurzeln des Lebens auf der einen Seite und den großen religiösen Kulturen auf der anderen Seite.“ (Ebd.)

Das heißt aber nicht, dass man damit von vorneherein eine „antiaufklärerische“ Haltung einnimmt. Die Aufklärung, schreibt Ratzinger, ist „christlichen Ursprungs und nicht zufällig gerade und ausschließlich im Bereich des christlichen Glaubens entstanden“ (ebd.). In einer bemerkenswerten Ansprache aus dem Jahr 2005 erinnert Benedikt XVI. an „das grundsätzliche ‚Ja‘ zur Moderne“, das die Kirche sagt, ohne deren „innere Spannungen und auch die Widersprüche“ zu unterschätzen. Er konstatiert die Überwindung jenes „Zusammenstoßes“ des Glaubens mit der Moderne, der Merkmal der Kirche des 19. Jahrhunderts war, als es „scheinbar keinen Bereich mehr [gab], der offen gewesen wäre für

eine positive und fruchtbare Verständigung“ (*Ansprache an das Kardinalskollegium und die Mitglieder der römischen Kurie*, 22. Dezember 2005).

Damit können wir besser verstehen, wo das Problem Europas und der Ursprung seiner Krise liegt und was tatsächlich auf dem Spiel steht. Hören wir noch einmal Benedikt XVI.:

„Das Problem Europas, seine Identität zu finden, scheint mir in der Tatsache begründet, dass wir in Europa heute zwei Seelen haben:

– Die eine Seele ist eine abstrakte, anti-historische Vernunft, die alles beherrschen möchte, weil sie sich über alle Kulturen erhaben fühlt. Eine endlich bei sich selbst angekommene Vernunft, die sich zugunsten einer abstrakten Rationalität von allen Traditionen und kulturellen Werten befreien will. Das erste Straßburger Kreuzifix-Urteil war ein Beispiel für diese abstrakte Vernunft, die sich von allen Traditionen und von der Geschichte selbst befreien will. Doch so kann man nicht leben. Zudem wird auch die ‚reine Vernunft‘ durch eine bestimmte historische Situation entscheidend beeinflusst, und nur in diesem Sinn kann sie existieren.

– Die andere Seele könnten wir als die christliche Seele bezeichnen, die sich allem öffnet, was vernünftig ist, die selbst die Kühnheit der Vernunft und die Freiheit einer kritischen Vernunft geschaffen hat, aber den Wurzeln verbunden bleibt, die dieses Europa haben entstehen lassen, die es in seinen großen Werten, seinen großen Eingebungen, in der Sicht des christlichen Glaubens aufgebaut haben“ (Interview mit Papst Benedikt XVI. aus dem Film „Bells of Europe – Glocken Europas“, in: *Die Tagespost*, 17.10.2012).

Heute sind aber gerade der Mensch, seine Vernunft und seine Freiheit in Gefahr, auch die Freiheit, seine Vernunft kritisch einzusetzen.

„Die größte Gefahr von heute“, sagte Don Giussani einmal, „liegt nicht einmal in der Zerstörung der Völker, in der Tötung oder im Mord, sondern im Versuch der Macht, das Menschliche zu zerstören. Und das Wesen des Menschlichen ist die Freiheit, das heißt die Beziehung zum Unendlichen.“ Daher ist der Kampf, der ausgefochten werden muss von „Menschen, die sich als Menschen empfinden“, der „Kampf zwischen einer authentischen Religiosität und der Macht“ (vgl. *Spuren*, Februar 2005, S. 23).

Dies ist die eigentliche Natur der heutigen Krise, die nicht in erster Linie eine Wirtschaftskrise ist. Sie betrifft die Grundlagen. „Was in Bezug auf die grundlegenden anthropologischen Fragen das Rechte ist und geltendes Recht werden kann, liegt heute keineswegs einfach zutage. Die Frage, wie man das wahrhaft Rechte erkennen und so der Gerechtigkeit in der Gesetzgebung dienen kann, war nie einfach zu beantworten, und sie ist heute in der Fülle unseres Wissens und unseres Könnens noch sehr viel schwieriger geworden“ (Benedikt XVI., *Ansprache im Deutschen Bundestag*, Berlin, 22. September 2011). Wenn uns nicht bewusst ist, dass es um die *Evidenz* jener Grundlagen geht, ohne die ein anhaltendes Zusammenleben nicht möglich ist, dann lenken wir uns mit einer Auseinandersetzung über die Folgen nur ab. Wir vergessen, dass sie ihre Wurzeln ganz woanders haben, wie wir bereits festgestellt haben. Diese Grundlagen wiederzugewinnen, ist das Dringendste, was wir tun müssen.

Das zu tun bedeutet aber nicht, zu einem Konfessionsstaat oder einem Europa mit christlichen Gesetzen zurückzukehren. Es geht nicht darum, ein neues Heiliges Römisches Reich aufzubauen, so als sei das die einzige Möglichkeit, den Menschen, seine Freiheit und

seine Vernunft zu schützen. Das wäre gegen die eigentliche Natur des Christentums. „Als Religion der Verfolgten, als Weltreligion [...] hat [das Christentum] dem Staat das Recht verweigert, die Religion als Teil der staatlichen Ordnung zu betrachten, und so die Glaubensfreiheit postuliert. [...] Dort, wo das Christentum – gegen seine Natur – leider zur Staatsreligion geworden war [...], war und ist Verdienst der Aufklärung, die ursprünglichen Werte des Christentums [alle Menschen, ohne Ausnahme, sind Geschöpfe nach dem Ebenbild Gottes und haben alle die gleiche Würde] wieder in Erinnerung gerufen und der Vernunft ihre Stimme zurückgegeben zu haben.“ (J. Ratzinger, Vortrag in Subiaco am 1. April 2005, a.a.O.) Es geht also nicht darum, zu etwas bereits Überwundenem zurückzukehren, sondern einen Weg zu gehen, auf dem ein echter Dialog über die Grundlagen möglich ist.

Von wo aber kann man unter den derzeitigen Gegebenheiten wieder ausgehen?

2. DAS HERZ DES MENSCHEN UNTERWIRFT SICH NICHT

Trotz aller massiven Versuche, den Menschen zurückzustellen, die Bedürfnisse seiner Vernunft zu verkürzen (indem man die Tiefe seiner Fragen beschneidet) und das Streben seiner Freiheit (die nicht umhin kann, ihren Wunsch nach Erfüllung in allem, was sie tut, zum Ausdruck zu bringen), schlägt das Herz des Menschen unbeugsam weiter. Es ist nicht zu verkürzen. Wir können es an den unterschiedlichsten, manchmal verworrenen, aber deswegen nicht weniger dramatischen und irgendwie aufrichtigen Versuchen der Europäer sehen, zu jener Erfüllung zu gelangen, nach der sie unweigerlich streben und die sich manchmal hinter widersprüchlichen Schleiern verbirgt.

Ein Beispiel kann uns helfen zu verstehen, worin das Problem eigentlich besteht, nämlich die Verkürzungen, die die Vernunft und die Freiheit betreffen. „Heute Abend“, so schrieb mir ein Freund, „bin ich mit zwei ehemaligen Schulkameraden Essen gegangen. Sie sind verlobt und leben zusammen. Nach dem Abendessen unterhielten wir uns lange über die Frage: ‚Kinder, ja oder nein‘. Der Mann sagte: ‚Ich würde nie ein Kind in die Welt setzen. Woher soll ich den Mut nehmen, ein weiteres armes Wesen ins Unglück zu stürzen? Diese Verantwortung will ich nicht auf mich nehmen.‘ Und weiter sagte er: ‚Ich habe Angst vor meiner Freiheit. Im besten Fall ist sie überflüssig und im schlimmsten Fall kann ich damit jemandem wehtun. Was ich mir vom Leben erwarte ist nur, dass ich anderen Menschen so wenig Schaden wie möglich zufüge.‘ Wir sprachen noch lange darüber. Die beiden erzählten mir von all ihren Ängsten und sagten, sie erwarteten sich nichts mehr vom Leben. Dabei sind sie gerade einmal 26 Jahre alt.“

Hinter der Weigerung, Kinder zu haben, steckt nichts anderes als die Angst vor der Freiheit. Oder vielleicht die Angst, auf eine verkürzt verstandene Freiheit verzichten zu müssen, also die Angst, sich zurücknehmen und seine Freiheitsräume einschränken zu müssen. Doch wie sehr bestimmt dieses Bündel an Ängsten, das ihn blockiert, das Leben eines solchen Menschen? Wenn wir von den „Grundüberzeugungen“ sprechen, meinen wir damit die Fundamente, also das, worauf wir uns stützen können und was uns die Erfahrung der Freiheit und die Befreiung von diesen Ängsten ermöglicht. Es erlaubt unserer Vernunft, die Wirklichkeit so anzuschauen, dass sie uns nicht erstickt.

Diese Episode zeigt, dass „die Ratlosigkeit im Bezug auf die ‚Grundlagen des Lebens‘“ die Fragen nicht verschwinden lässt. Im Gegenteil: Sie werden nur noch drängender, wie Kardinal Angelo Scola sagt: „Was bedeutet der Unterschied der Geschlechter? Was ist Liebe? Was heißt es, zu zeugen und zu erziehen? Wozu muss man arbeiten? Weshalb kann

eine plurale Gesellschaft uns mehr bieten als eine monolithische? Wie müssen wir uns gegenseitig begegnen, wenn wir eine echte *Communio* in allen christlichen Gemeinschaften und das Wohlergehen der ganzen Gesellschaft erreichen wollen? Wie können wir die Finanzwelt und die Wirtschaft erneuern? Wie mit Schwäche umgehen, von der Krankheit über den Tod bis hin zur moralischen Schuld? Wie die Gerechtigkeit suchen? Wie mit den Armen teilen und ihre Nöte immer besser verstehen lernen? All das muss in unserer Zeit neu durchdacht, neu bestimmt und neu gelebt werden.“ (A. Scola, *Schlusswort bei der Messe zum neunten Todestag von Don Giussani und zum 32. Jahrestag der päpstlichen Anerkennung der Fraternität von CL*, Mailand, 11. Februar 2014, in: *Spuren*, März 2014, S. 21)

Neu durchdenken, neu bestimmen und neu leben.

Das ist die wahre Natur der Herausforderung, vor die uns die derzeitige Krise stellt.

„Eine Krise“, sagte Hannah Arendt, „drängt uns auf die Fragen zurück und verlangt von uns neue oder alte Antworten, auf jeden Fall aber unmittelbare Urteile. Eine Krise wird zu einem Unheil erst, wenn wir auf sie mit schon Geurteiltem, also mit Vor-Urteilen [egal welcher Art] antworten. Ein solches Verhalten verschärft nicht nur die Krise, sondern bringt uns um die Erfahrung des Wirklichen und um die Chance der Besinnung, die gerade durch sie gegeben ist.“ (H. Arendt, *Zwischen Vergangenheit und Zukunft*, München 1994, S. 256)

All diese Probleme des Zusammenlebens in Europa stellen also keinen Anlass dar, sich zu beklagen oder paralisieren zu lassen. Sie sind im Gegenteil eine gute Gelegenheit, die Grundüberzeugungen neu beziehungsweise wieder zu entdecken, auf denen das Zusammenleben aufbauen kann. Es dürfte uns nicht überraschen, dass diese Grundüberzeugungen schwinden können. Benedikt XVI. erklärt, warum das so ist: „Ein addierbarer Fortschritt ist nur im materiellen Bereich möglich. [...] Aber im Bereich des moralischen Bewusstseins und des moralischen Entscheidens gibt es keine gleichartige Addierbarkeit, aus dem einfachen Grund, weil die Freiheit des Menschen immer neu ist und ihre Entscheide immer neu fällen muss. Sie sind nie einfach für uns von anderen schon getan – dann wären wir ja nicht mehr frei. Freiheit bedingt, dass in den grundlegenden Entscheiden jeder Mensch, jede Generation ein neuer Anfang ist.“ Der letzte Grund, weswegen es immer eines neuen Anfangs bedarf, besteht darin, dass die Evidenz jener Überzeugungen nicht dieselbe Natur „haben kann wie die materiellen Erfindungen. Der moralische Schatz der Menschheit ist nicht da, wie Geräte da sind, die man benutzt, sondern ist als Anruf an die Freiheit und als Möglichkeit für sie da.“ (*Spe salvi*, 24)

Aber grundlegende Entscheide worüber?

3. ES GEHT IMMER UM DEN MENSCHEN UND SEINE ERFÜLLUNG

Hinter jeder menschlichen Regung steckt der Wunsch nach Erfüllung. Es ist alles andere als selbstverständlich, diesen Wunsch wahrzunehmen; vielmehr ist es die erste Entscheidung unserer Freiheit. Rilke erinnert uns an die Versuchung, die immer in uns lauert, ihn zum Schweigen zu bringen: „Und alles ist einig, uns zu verschweigen, halb als Schande vielleicht und halb als unsägliche Hoffnung.“ („Zweite Elegie“, V. 42-44, in: *Duineser Elegien*)

Wer dieser Versuchung widersteht, sucht nach Möglichkeiten, die eigene Person zu verwirklichen, ist jedoch immer dem Risiko ausgesetzt, Abkürzungen einzuschlagen, durch die er glaubt, schneller und einfacher an sein Ziel zu gelangen.

Heutzutage können wir dies zum Beispiel daran sehen, dass man glaubt, seine Erfüllung durch die „neuen Rechte“ zu erlangen. Die Diskussion um diese Themen zeigt, was eine echte Debatte über die Grundsätze bedeutet und was ihre möglichen Folgen sind.

Seit Mitte der 70er Jahre, und besonders in den vergangenen 15 bis 20 Jahren, tauchen immer mehr „neue Rechte“ auf. Sie entspringen dem Streben nach Selbstverwirklichung, das die 68er geprägt hat. Es ist kein Zufall, dass die Abtreibung zum ersten Mal 1973 in den Vereinigten Staaten legalisiert wurde und dass in denselben Jahren auch in Europa Gesetze zur Liberalisierung von Scheidung und Abtreibung eingeführt wurden. Heute geht es in der Diskussion um das Recht auf Ehe und Adoption für gleichgeschlechtliche Paare, das Recht auf ein Kind, das Recht, seine geschlechtliche Identität selbst zu bestimmen, Rechte für Transsexuelle, das Recht des Kindes, nicht mit Behinderungen geboren zu werden, das Recht zu sterben, wann und wie man will, und so weiter.

Für viele sind diese neuen Rechte ein Affront, ein Anschlag auf die Werte, auf die sich die westliche Zivilisation, besonders die europäische, seit Jahrhunderten stützt. Sie sehen in ihnen Faktoren, die sich zerstörerisch auf die Gesellschaft auswirken. Auf viele andere wiederum üben diese neuen Rechte eine große Anziehungskraft aus, deshalb verbreiten sie sich so schnell. Diese Fragen der „Sozialethik“ führen heute in ganz Europa und der Welt zu hitzigen politischen Debatten und tiefen Spaltungen in den Gesellschaften.

Woher kommt diese merkwürdige Mischung aus Faszination und Abscheu? Versuchen wir uns zu fragen, wo diese sogenannten „neuen Rechte“ eigentlich ihren Ursprung haben.

Jedes von ihnen entsteht letztlich aus zutiefst *menschlichen Bedürfnissen*. Das Bedürfnis nach Liebe, der Wunsch, Mutter oder Vater zu werden, Angst vor Schmerz und Tod, die Suche nach der eigenen Identität usw. Jedes dieser neuen Rechte hat seine Wurzeln in dem Geflecht, aus dem jede menschliche Existenz besteht. Das erklärt ihre Faszination. In der Zunahme von individuellen Rechten drückt sich die Erwartung aus, dass die Rechtsordnung die menschlichen Dramen lösen und die unendlichen Bedürfnisse, die dem menschlichen Herzen innewohnen, befriedigen kann.

Sie alle haben gemeinsam, dass sie einen Menschen ins Zentrum rücken, der *absolute Selbstbestimmung* in jeder Lebenslage beansprucht: Er will entscheiden, ob er lebt oder stirbt, leidet oder nicht, Kinder hat oder nicht, Mann ist oder Frau, und so weiter. Es handelt sich um einen Menschen, der sich als *absolute Freiheit* versteht, ohne Grenzen, und der keinerlei Fremdbestimmung toleriert. Selbstbestimmung und Nicht-Diskriminierung sind also vor diesem kulturellen Hintergrund die Schlüsselbegriffe der neuen Rechte. „Das zeitgenössische Ich – als ewig Jugendlich [...] will nichts von Grenzen wissen. Frei zu sein bedeutet für es, sich in die Lage zu versetzen, ständig neue Möglichkeiten zu haben [...] Es meint, seine Sehnsucht auf den Genuss reduzieren zu können [...], dem es nachjagt und den es festhalten will. Zumindest in der von der Gesellschaft organisierten Form des Konsums: von Gütern natürlich, aber auch von Ideen, Erfahrungen, Beziehungen. Kaum haben wir sie erlangt, merken wir, dass sie uns nicht genügen. Und doch fangen wir immer wieder von vorne an und konzentrieren uns jedes Mal auf ein anderes Objekt, eine andere Beziehung, eine andere Erfahrung [...] und investieren unsere psychischen Kräfte in etwas, das sich immer wieder als Enttäuschung erweisen wird“ (vgl. M. Magatti/C. Giaccardi, *Generativi di tutto il mondo, unitevi!* Feltrinelli, Mailand 2014, S. 14).

Unsere Kultur ist durchdrungen von der Überzeugung, dass die Selbstverwirklichung von immer neuen Rechten abhängt. Auf diese Weise versucht man, eine Auseinandersetzung über die Grundfragen zu vermeiden oder überflüssig zu machen, wie sie beispielhaft zum Ausdruck kommt in der Frage Leopardis: „Und was bin ich?“ („Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien“, V. 89). Wenn man sich aber nicht fragt, was das Subjekt ist, was das Ich ist, ist das, als wolle man eine Krankheit heilen, ohne eine Diagnose gestellt zu haben! Da die Auseinandersetzung über die Grundlagen aber oft als abstrakt empfunden wird angesichts der Dringlichkeiten des Lebens, flüchtet man sich lieber in Techniken und Verfahrensweisen. Aus dieser Haltung ist der Wettstreit entstanden, die neuen Rechte durch Gesetze und Gerichtsentscheidungen festschreiben zu lassen.

Doch die Problematik der heutigen Kultur liegt gerade in dieser kurzsichtigen Betrachtung der tiefsten Bedürfnisse des Menschen. Sie übersieht die unendliche Bedeutung der Bedürfnisse, die den Menschen ausmachen, und bietet stattdessen, auf materieller wie auch auf affektiver und existentieller Ebene, eine Unmenge von Teilantworten. Sie gibt Teilantworten auf verkürzte Fragen. Doch wie Cesare Pavese feststellt: „Was der Mensch in den Lüsten sucht, ist ein Unendliches, und niemand würde je auf die Hoffnung verzichten, dieses Unendliche zu verfolgen.“ (*Das Handwerk des Lebens*, 1952) Daher könnte auch eine unendliche Fülle „falscher Unendlichkeiten“ (um es mit Benedikt XVI. zu sagen) nie das unendliche Bedürfnis befriedigen. Keine quantitative Anhäufung von Dingen oder Erfahrungen wird je das „unruhige Herz“ des Menschen zufriedenstellen können.

Das Drama unserer Kultur ist also nicht so sehr die Tatsache, dass dem Menschen alles erlaubt ist, sondern die falschen Verheißungen und die Illusionen, die diese Permissivität in sich trägt. Jeder kann in seiner eigenen Erfahrung prüfen, ob das Erlangen immer neuer Rechte tatsächlich der Weg zur Selbstverwirklichung ist, oder ob es nicht das Gegenteil auslöst. Denn das Unverständnis für die unendliche Natur des Bedürfnisses, das Negieren der Struktur des eigenen Ichs führt doch dazu, dass die Person auf ihre Art, auf ihre biologischen, physiologischen Faktoren etc. reduziert wird. Hier wird ganz klar der tiefe Widerspruch in dem Verständnis des Menschen sichtbar, das in unseren modernen Gesellschaften so weit verbreitet ist: Ein Ich, dem keinerlei Schranken auferlegt sind, wird in seinen neuen Rechten verabsolutiert, und gleichzeitig wird implizit behauptet, dass das Subjekt dieser Rechte praktisch ein „Nichts“ ist, weil es sich in den ihm vorausliegenden Faktoren auflöst, seien sie nun materiell, natürlich oder zufällig.

Was sagt uns all dies über die heutige Situation des Menschen? Das oben Gesagte gilt auch für die Versuche, sich diesen Tendenzen entgegenzustellen, ohne die allgemeine Grundeinstellung zu hinterfragen. Tatsächlich denken viele, eine genau gegenteilig ausgerichtete Gesetzgebung würde die Probleme lösen, und vermeiden so ihrerseits eine Auseinandersetzung über die Grundfragen. Natürlich ist eine richtige Gesetzgebung immer besser als eine falsche. Aber die jüngste Geschichte zeigt, dass kein noch so richtiges Gesetz von sich aus den Verfall der Werte, den wir zurzeit beobachten, aufhalten kann.

Beide Lager stützen sich auf dieselbe Grundidee. Für beide gilt das Wort von T.S. Eliot: Der Mensch will „entgehen / Der Finsternis innen und außen, / indem er Systeme von solcher Vollendung ersinnt, / Dass niemand mehr gut zu sein braucht.“ („Chöre aus ‚The Rock‘“ VI, V. 30-33) Das trifft auf beide Seiten zu.

Aber der Versuch, die Fragen des Menschen durch Strukturen zu lösen, wird nie ausreichen.

Das bestätigt wiederum Benedikt XVI.: „Weil der Mensch immer frei bleibt und weil seine Freiheit immer auch brüchig ist, wird es nie das endgültig eingerichtete Reich des Guten in dieser Welt geben. Wer die definitiv für immer bleibende bessere Welt verheißt, macht eine falsche Verheißung; er sieht an der menschlichen Freiheit vorbei.“ Im Gegenteil: „Gäbe es Strukturen, die unwiderruflich eine bestimmte – gute – Weltverfassung herstellen, so wäre die Freiheit des Menschen negiert, und darum wären dies letztlich auch keine guten Strukturen. [...] Anders gesagt: Gute Strukturen helfen, aber sie reichen allein nicht aus. Der Mensch kann nie einfach nur von außen her erlöst werden.“ (*Spe salvi*, 24-25)

Gibt es einen anderen Weg?

4. DIE NATUR DES SUBJEKTS VERTIEFEN

Nur indem wir den Menschen und sein angeborenes Streben nach Erfüllung zum Thema machen, seine tiefsten Bedürfnisse, können wir die Werte neu beschreiben, neu durchdenken und neu leben. Tatsächlich ist „der religiöse Sinn [...] die Wurzel, aus der die Werte entspringen. Ein Wert ist letztlich die Perspektive der Beziehung zwischen etwas Kontingentem und dem Ganzen, dem Absoluten. Die Verantwortung des Menschen, bei jeder Art von Herausforderungen, die ihm durch den Anprall mit der Wirklichkeit begegnen, besteht in der Antwort auf diese Fragen, die der religiöse Sinn – oder das, was die Bibel das ‚Herz‘ nennt – ihm stellen.“ (L. Giussani, *L'io, il potere, le opere*, Marietti 1820, Genua 2000, S. 166) Es ist der religiöse Sinn, es ist die Gesamtheit dieser tiefsten Bedürfnisse, die den Grund jedes menschlichen Wesens ausmachen, die bestimmen, was ein „Wert“ ist. Nur das Bewusstsein für diesen allen Menschen gemeinsamen Faktor kann uns den Weg weisen, auf dem wir die gemeinsamen Gewissheiten suchen müssen.

„Die Lösung der Probleme des täglichen Lebens“, sagte Don Giussani schon vor Jahren, „ergibt sich nicht direkt durch die Auseinandersetzung mit den Problemen, sondern durch die Untersuchung der Natur des Subjekts, das sich mit ihnen auseinandersetzt.“ Anders gesagt: „Das Spezielle lässt sich nur lösen, indem man das Wesentliche vertieft“ (vgl. A. Savorana, *Vita di don Giussani*, Rizzoni, Mailand 2013, S. 489).

Darin liegt die große Herausforderung für Europa. Der große erzieherische Notstand zeigt, wie der Mensch reduziert und zurückgestellt wird. Er beweist, dass das Bewusstsein dafür fehlt, wer der Mensch wirklich ist, was die wahre Natur seiner Sehnsucht ist, wie groß die strukturelle Diskrepanz ist zwischen dem, was er erwartet, und dem, was er aus eigener Kraft erreichen kann. Wir haben schon über die Verkürzung der Vernunft und der Freiheit gesprochen. Nun müssen wir noch über die Verkürzung der Sehnsucht sprechen. „Die Verkürzung der Sehnsüchte oder die Zensur bestimmter Bedürfnisse, die Verkürzung der Sehnsüchte und der Bedürfnisse ist eine Waffe der Macht“, sagt Don Giussani. Was uns umgibt, „die herrschende Mentalität [...], die Macht, entfremdet uns von uns selbst“ (*L'io rinasce in un incontro. 1986-1987*, Bur, Mailand 2010, S. 253 f., 182). So als würde man man uns von dem wegreißen, was wir sind. Daher sind wir so vielen Bildern ausgesetzt, die unsere Sehnsucht reduzieren, und daher unterliegen wir der illusorischen Erwartung, dass irgendeine Regel das menschliche Problem lösen könnte.

Angesichts dieser Situation müssen wir uns fragen: Kann man das Subjekt wieder aufwecken, damit es wahrhaft es selbst sein und bis auf den Urgrund seiner selbst vordringen kann? Sich seine Natur als Subjekt bewusst machen und sich so von der Diktatur seiner „kleinen“ Bedürfnisse und all der falschen Antworten befreien? Ohne dieses Aufwachen wird der Mensch unweigerlich allen möglichen Tyranneien zum Opfer fallen, die ihm nie die ersehnte Erfüllung bieten können.

Wie kann aber die Sehnsucht wieder aufbrechen? Nicht, indem man Überlegungen anstellt oder eine psychologische Technik anwendet, sondern nur durch jemanden, in dem die Dynamik der Sehnsucht bereits aktiviert ist. Schauen wir uns diesbezüglich einmal an, wie der Dialog zwischen dem jungen Briefschreiber und seinen Freunden, die Angst vor ihrer Freiheit haben, weitergeht: Nachdem der junge Mann die Schilderung all der Ängste seiner Freunde angehört hat, sagt er: „Ihr tut gut daran, Angst zu haben. Ihr seid intelligent und merkt, dass die Freiheit etwas Großes und Schwieriges und das Leben etwas Ernstes ist. Aber wünscht ihr euch nicht, eure Freiheit genießen zu können? Und möchtet ihr nicht die Sehnsucht haben dürfen, glücklich zu sein?“ „Ich habe ihnen gesagt, dass ich mir diese Sehnsucht keinesfalls aus dem Herzen reißen kann. Da waren sie eine Weile still, dann sagten sie: ‚Das ist es, worum wir dich am meisten beneiden, dass du keine Angst hast.‘ Und als ich mich später verabschiedete, sagte der Freund mir: ‚Treffen wir uns doch öfter. Denn wenn ich mit dir zusammen bin, habe auch ich weniger Angst.‘“

Niemand hat sich diese Erfahrung so zu Herzen genommen wie Don Giussani, auf so einfache, radikale und kulturell wirkungsvolle Weise. Und auf die Frage, wie das Ich wieder erwachen kann, antwortete er: „Ich werde darauf keine Antwort geben, die sich auf die konkrete Situation bezieht, in der wir uns befinden [...]. Ich werde euch eine Regel sagen, ein universales Gesetz, das gilt, seitdem es den Menschen gibt [und so lange es ihn geben wird]: Die Person entdeckt sich selbst wieder in einer lebendigen Begegnung [wie die, von der wir gerade gehört haben: ‚Das ist es, worum wir dich am meisten beneiden, dass du keine Angst hast.‘ ... ‚Treffen wir uns doch öfter.‘], das heißt in einer Präsenz, auf die sie trifft und die eine Anziehungskraft ausübt, die ihr die Tatsache klarmacht, dass es das Herz, das sie ausmacht [...], gibt, dass es existiert.“ (*L'io rinasce in un incontro. 1986-1987*, a.a.O., S. 182) Dieses Herz, das so oft schläft, unter tausend Trümmern begraben ist, unter tausend Ablenkungen, wird wieder aufgeweckt und aufgefordert anzuerkennen: Ich existiere. Das Herz gibt es, dein Herz gibt es. Du hast einen Freund, triffst ihn auf der Straße, und wenn er ein wahrer Freund ist, dann geschieht es vielleicht, dass er dich wieder zu dir selbst führt. Das ist ein Freund fürs Leben. Alles andere hinterlässt keine Spuren.

„Was wir in diesem Moment der Geschichte vor allem brauchen“, sagte wiederum Joseph Ratzinger bei seinem Vortrag in Subiaco, „sind Menschen, die Gott durch einen erleuchteten und gelebten Glauben in dieser Welt glaubhaft machen. [...] Wir brauchen Menschen, die den Blick geradewegs auf Gott richten und von dort die wahre Menschheit begreifen. Wir brauchen Menschen, deren Verstand vom Licht Gottes erleuchtet und deren Herz von Gott geöffnet wird, so dass ihr Verstand zum Verstand der anderen spricht und ihr Herz die Herzen der anderen öffnen kann“ (a.a.O.).

In einem solchen Moment versteht man, inwiefern der andere eine Bereicherung ist. Wenn man nicht einem anderen begegnet, einem bestimmten anderen, dann kann das Ich

nicht wieder aufwachen und nicht lebendig bleiben, ein Ich, das sich den Grundfragen des Lebens öffnet und sich nicht mit Teilantworten zufriedengibt. Die Beziehung mit dem anderen ist eine konstitutive Dimension des Menschen.

5. DER ANDERE IST EINE BEREICHERUNG

Auf dieser Grundlage, also der Gewissheit, dass der andere eine Bereicherung ist, wie es das Gespräch unter diesen Freunden zeigt, kann man Europa aufbauen. Ohne diese Grunderfahrung, dass der andere nicht eine Bedrohung, sondern eine Bereicherung für die Verwirklichung unseres Ichs ist, wird der Ausweg aus der momentanen Krise der menschlichen, sozialen und politischen Beziehungen jedoch sehr schwierig. Deshalb ist es so wichtig, dass Europa ein Ort ist, an dem sich verschiedene Subjekte begegnen können, jeder mit seiner Identität, um einander zu helfen, auf das Glück zuzugehen, nach dem wir uns alle sehnen.

Die Verteidigung dieses Ortes der Freiheit für alle und jeden Einzelnen ist der eigentliche Grund, an den kommenden Wahlen zum Europaparlament teilzunehmen und für ein Europa einzutreten, in dem nicht einige wenige den anderen etwas aufzwingen oder andere aufgrund von Vorurteilen oder ihrer Zugehörigkeit zu anderen Gruppen ausgegrenzt werden. Wir stimmen für ein Europa, zu dessen Aufbau jeder seinen Beitrag leisten kann durch sein Zeugnis, das als Bereicherung für alle anerkannt wird. Wir wollen, dass kein Europäer auf seine eigene Identität verzichten muss, um zu dieser Gemeinschaft gehören zu können.

Erst durch die Begegnung mit anderen können wir gemeinsam jenen für die Wahrheit offenen Diskurs einleiten, von dem Habermas spricht. So gesehen werden die Worte von Papst Franziskus noch gewichtiger: „Wahrheit ist also eine Beziehung! Dafür spricht, dass auch jeder von uns die Wahrheit von sich selbst her erfasst und ausdrückt – von seiner Geschichte und Kultur, von der Situation, in der er lebt, usw.“ (Franziskus, „Brief an einen Nichtglaubenden“, in: *La Repubblica*, 11. September 2013). „Unser Einsatz besteht nicht ausschließlich in Taten oder in Förderungs- und Hilfsprogrammen; [...] sondern vor allem durch eine *aufmerksame Zuwendung* zum anderen, indem man ihn ‚als eines Wesens mit sich selbst betrachtet‘.“ (*Evangelii Gaudium*, 199) Nur durch eine solche erneuerte Begegnung können die wenigen großen Worte, die Europa hervorgebracht hatten, wieder lebendig werden. Denn wie Benedikt XVI. uns in Erinnerung ruft: „Auch die besten Strukturen funktionieren nur, wenn in einer Gemeinschaft Überzeugungen lebendig sind, die die Menschen zu einer freien Zustimmung zur gemeinschaftlichen Ordnung motivieren können. Freiheit braucht Überzeugung; Überzeugung ist nicht von selbst da [und kann nicht durch ein Gesetz erzeugt werden], sondern muss immer wieder neu gemeinschaftlich errungen werden.“ (*Spe salvi*, 24) Nur innerhalb einer Beziehung können diese „Grundüberzeugungen“ (Person, absoluter Wert des Einzelnen, Freiheit und Würde jedes Menschen ...) wieder aufleben. Um sie wieder zurückgewinnen zu können, müssen wir dieselbe Methode anwenden wie damals, als sie entstanden sind. Einen anderen Weg gibt es nicht.

Wir Christen haben keine Angst, ohne Privilegien in diesen umfassenden Dialog einzutreten. Für uns kann dies eine wertvolle Gelegenheit sein zu prüfen, ob und wie das christliche Ereignis diesen neuen Herausforderungen standhält, da uns hier eine Gelegenheit

geboten wird, allen zu bezeugen, was geschieht, wenn ein Mensch in seinem Leben auf das christliche Ereignis stößt. Unsere Erfahrung der Begegnung mit dem Christentum hat uns bewiesen, dass das Lebenselixier der Werte einer Person nicht christliche Regeln oder rechtliche und politische Strukturen sind, sondern das Ereignis Christi. Aus diesem Grund setzen wir die Hoffnung für uns und für die anderen auf nichts anderes als jenen Ort, an dem sich das Ereignis Christi durch eine menschliche Begegnung erneuert. Damit wollen wir keinesfalls die Dimension des Ereignisses gegen jene des Gesetzes ausspielen, sondern die sozusagen genetische Ordnung zwischen den beiden anerkennen. Es ist ja gerade das Sicherneuern des christlichen Ereignisses, was es dem Glaubensverständnis ermöglicht, zum Wirklichkeitsverständnis zu werden und damit einen authentischen und wichtigen Beitrag dazu zu leisten, dass jene Überzeugungen Eingang in die gesellschaftliche Ordnung finden.

Das ist die Kernbotschaft von *Evangelii Gaudium*: die Feststellung, dass im katholischen Milieu der Kampf um die Wahrung der Werte mit der Zeit immer stärker in den Vordergrund gerückt ist und nach und nach die Verkündigung der Neuheit Christi, das Zeugnis seiner Menschlichkeit verdrängt hat. Diese Überlagerung des Vorausliegenden durch das, was aus ihm folgt, erklärt, warum ein Großteil des heutigen Christentums in den „Pelagianismus“ abgerutscht ist und sich ein „christianistisches“ Christentum breitmacht (wie Rémi Brague es ausdrückt), bei dem die Gnade keine Rolle mehr spielt. Die wahre Alternative dazu liegt jedoch nicht, wie einige befürchten, in einer „spiritualistischen“ Weltflucht. Vielmehr ist die wahre Alternative, wie wir gesehen haben, eine christliche Gemeinschaft, die nicht ihres geschichtlichen Gehaltes entleert ist, sondern einen authentischen Beitrag leistet, indem sie „in den Menschen durch den Glauben die Kräfte wirklicher Befreiung erweckt“ (Benedikt XVI.; vgl. Włodzimierz Redzioch, *Accanto a Giovanni Paolo II*, Ares, Mailand 2014, S. 18).

Wer sich in der Öffentlichkeit engagiert, sei es in der Kultur oder in der Politik, muss sich als Christ gegen den heutigen Zerfall des Menschenbildes einsetzen. Dieses Engagement kann allerdings nicht die ganze Kirche als solche leisten; sie hat heutzutage die Aufgabe, allen Menschen zu begegnen, unabhängig von deren Ideologie oder politischer Zugehörigkeit, und ihnen die „Faszination Christi“ zu bezeugen. Es ist und bleibt eine Notwendigkeit, dass sich Christen in der Politik oder den Bereichen, in denen über das Allgemeinwohl entschieden wird, engagieren. Durch das Modell der kirchlichen Soziallehre weisen sie auf jene Formen des Zusammenlebens hin, die die christliche Erfahrung bestätigt hat. Das ist so wichtig wie noch nie! Ohne dabei zu vergessen, dass im heutigen Umfeld ein solches Engagement eher einen gewissen *katechontischen* Wert (im paulinischen Sinne) hat, also einen kritischen und aufhaltenden, der die negativen Auswirkungen dieser Konzentration auf Verfahren und Technik und die ihr zugrunde liegende Mentalität eindämmen soll. Man darf nicht meinen, dass aus einer solche Aktion, und wenn sie noch so löblich ist, automatisch eine ideelle und spirituelle Erneuerung des menschlichen Gemeinwesens hervorgeht. Diese entsteht aus „dem, was vorher kommt“, *primerea*, wie Papst Franziskus sagt, aus einer neuen Menschlichkeit, die aus der Liebe zu Christus und der Liebe Christi entsteht.

Dank dieses Bewusstseins können wir die Grenzen jener Einstellung erkennen, die davon ausgeht, dass der Mensch alle Probleme durch Prozesse oder Gesetze lösen könne, die entweder von der einen oder von der anderen politischen Seite eingeführt wurden, und dass es deshalb nicht ausreicht, Freiheitsräume zu verteidigen. Viele sähen es gerne, wenn ihre

Rechte oder die Verbote von der Politik verbrieft würden. Dann bräuchten sie selbst nicht „gut zu sein“, wie Eliot sagt. Was lernen wir aus der Tatsache, dass „nicht einmal die – wenn auch großartige – Bemühung Kants“ in der Lage war, „die notwendige von allen geteilte Gewissheit zu schaffen“? Was lernen wir aus unserer jüngsten Geschichte, nachdem sich deutlich gezeigt hat, dass auch die guten Gesetze nicht ausreichen, um die großen Überzeugungen am Leben zu erhalten? Der Weg zu einer „von allen geteilten Gewissheit“ ist noch lang!

Der lange Weg, den die Kirche zurückgelegt hat, um für sich den Begriff der „Religionsfreiheit“ zu klären, kann uns deutlich machen, dass die Verteidigung dieses Freiheitsraumes vielleicht gar nicht so wenig ist. Nach einem langen und beschwerlichen Weg gelangte die Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu der Erkenntnis, dass „die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit hat“, auch wenn sie gleichzeitig festhält, dass das Christentum die „einzige wahre Religion“ ist. Ist also die Anerkennung der Religionsfreiheit eine Art Kompromiss, so als würde man sagen: Da wir es nicht geschafft haben, die Menschen zu überzeugen, dass das Christentum die einzig wahre Religion ist, verteidigen wir wenigstens die Religionsfreiheit? Keineswegs! Der Grund, warum die Kirche eine jahrhundertealte Praxis geändert hat, war die Besinnung auf die Natur der Wahrheit und des Weges, auf dem man zu ihr gelangt. „Anders erhebt die Wahrheit nicht Anspruch als kraft der Wahrheit selbst“. Dies war die feste Überzeugung der Kirche in den ersten Jahrhunderten, die große Revolution des Christentums, die auf der Unterscheidung der beiden Gemeinwesen beruhte, des Gottesstaates und des irdischen Staates. Sie wurde dann verwässert durch das Dreikaiseredikt von Thessaloniki (380 n. Chr.). In Rückbesinnung auf den Geist der Kirchenväter konnte das Zweite Vatikanische Konzil erklären, dass „alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang [...], so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln, noch daran gehindert wird, [...] – innerhalb der gebührenden Grenzen – nach seinem Gewissen zu handeln“. Und schließlich: „Dieses Recht der menschlichen Person auf religiöse Freiheit muss in der rechtlichen Ordnung der Gesellschaft so anerkannt werden, dass es zum bürgerlichen Recht wird.“ (Erklärung *Dignitatis Humanae* über die Religionsfreiheit, 7. Dezember 1965, 1-2) Wenn dies für den größten aller Werte gilt, dann wohl erst recht für alle anderen!

Nur wenn Europa ein Ort der Freiheit wird, in dem jeder frei von Zwang seinen eigenen menschlichen Weg gehen kann und ihn mit denen teilen, die er auf seinem Weg trifft, dann kann das Interesse am Dialog wieder erwachen, an einer Begegnung, zu der jeder seine Erfahrung beiträgt, um jene „von allen geteilte Gewissheit“ zu erreichen, die für das gemeinsame Leben notwendig ist.

Wir wünschen uns, dass Europa ein Ort der Freiheit wird für die Begegnung zwischen Menschen, die nach der Wahrheit suchen. Dafür lohnt es sich, sich einzusetzen.